





ANDRÉS BARBA

DER LETZTE TAG DES  
VORIGEN LEBENS

Roman

Aus dem Spanischen  
von Susanne Lange

btb



Für Charo,  
die genau im richtigen Moment kam



»Wie lange ist für immer?«, fragte Alice.

»Manchmal nur eine Sekunde«,  
antwortete das weiße Kaninchen.

*nach Lewis Carroll*





EINS



ES GESCHIEHT SO: Sie sieht den Jungen am ersten Tag, den das Haus zum Verkauf steht, als sie zwischen zwei Besichtigungsterminen die Küche wischt. Sie öffnet den Wasserhahn, um den Lappen auszuspülen, und als sie ihn wieder schließt und sich umdreht, sitzt er auf einem der Stühle. Er ist etwa sieben, hat eine verwunderte Miene und eine braune Schuluniform. Es ist kein Trugbild, der Körper ist so real wie das Wandbrett oder das Spülbecken. Auf den ersten Blick erweckt er bei ihr diese leichte Abneigung, die sie schon immer gegen reiche Leute empfunden hat, gegen ihre manierten Posen, hier allerdings abgemildert durch das Kindliche. Seine Hände ruhen auf den Knien, er trägt schwarze Boots ohne Strümpfe, und der Pony fällt ihm säuberlich kühl über die Stirn. Er wirkt wie ein Dieb, ein kleiner Dieb, der insgeheim dazugehören will, auch wenn er sich nicht im Geringsten bemüht, Sympathie zu erwecken oder sich zu entschuldigen. Nach der ersten Überraschung kann sie noch immer nicht ausmachen, was so seltsam an ihm ist, und konzentriert sich auf seinen Blick. Der Junge scheint so vertraut mit der

Umgebung, dass die Frage, wo er hergekommen ist, absurd klänge; er ist eine natürliche Absonderung der Wände, dieser Luft, in der goldfarbener Staub schwebt. Er rührt sich nicht einmal, als wartete er dort seit einer Ewigkeit auf seinen Nachmittagsimbiss. Sie verspürt keine Furcht, nur einen leichten Schauer. Eine Sommerhummel stößt von innen gegen das Fenster, und ein paar Sekunden lang gibt es nichts weiter als das: die Hartnäckigkeit der Hummel, eine leere Küche in einem leeren Haus, die Überraschung einer Maklerin von sechsunddreißig Jahren über einen siebenjährigen Jungen, der sie beobachtet. Einen Jungen, der bis jetzt, wie ihr auffällt, kein einziges Mal geblinzelt hat.

Sie hält es für ein Zeichen, dass dieses Haus nie verkauft werden wird. Es ist wie der Junge: zu fein, zu unpraktisch, ein Haus für jene Reichen Mitte des 20. Jahrhunderts, die eine rationale Architektur der Bequemlichkeit und dem Protz vorgezogen haben. Heute wäre niemand mehr bereit, so viel Geld für ein Haus auszugeben, das weder bequem ist noch unverkennbar zeigt, wie viel es gekostet hat. Das hatte sie dem Chef der Immobilienagentur bei ihrer ersten Besichtigung gleich prophezeit: Das Haus sei ein harter Brocken, monatelang würden sie es Architekturliebhabern zeigen und am Ende doch als unverkäuflich aufgeben müssen. Und nachdem sie eingehend das Dossier des Architekten studiert und eine Woche lang die beiden Stockwerke hat herrichten lassen, ebenso Garage und Garten, nachdem sie es von den Malern

hat herausputzen lassen – nun das. Sie hat nicht übel Lust, loszulachen, aber etwas im Blick des Jungen hindert sie daran. Es ist nicht nur seine anachronistische Kleidung, nein, das fehlende Blinzeln neutralisiert seinen Blick, als würde alles, was diese Augen erfassen, sogleich von etwas Nacktem ergriffen und auf sein Grundgerüst reduziert. Und obwohl er durchaus unheimlich sein könnte, wirkt er nicht so, wie auch eine allzu realistische Puppe nicht unheimlich ist, solange man sie mit dem verwechselt, was sie zu sein vorgibt, dagegen sehr wohl, wenn man entdeckt, was man da vor sich hat. Schon sein Erscheinungsbild, so körperlich real es sein mag, hat etwas Diffuses. Auch ihre Gefühle ihm gegenüber sind diffus. Derlei erlebt sie zum ersten Mal, doch löst es paradoxerweise nicht die Unruhe in ihr aus, die sie erwartet hätte. Jahrelang hatte sie in leeren Häusern manchmal das Gefühl, beobachtet zu werden, und musste mit klopfendem Herzen die Tür suchen, und jetzt sieht dieser Junge sie an, ohne zu blinzeln, und sie verspürt keine Furcht, nur eine vage Ablehnung wegen der Privilegien, die er zu verkörpern scheint.

»Was willst du?«, fragt sie. Und da der Junge nicht antwortet, fragt sie noch einmal, fast gereizt: »Was willst du?«

Da macht er Anstalten, aufzustehen, und sie weicht einen Schritt zurück. Ihre Hände stecken noch immer in den Gummihandschuhen, mit denen sie die Küche gewischt hat, und so wirkt sie wie eine Mischung aus

Büro- und Hausangestellter, was den Jungen zum Lächeln bringt, zumindest hat sie diesen Eindruck.

»Hör mal«, fährt sie etwas widersinnig fort, als spräche sie mit einem Hund, »hier darfst du nicht sein, verstehst du? Gleich kommen Leute.«

Sie denkt, dass sie ihn zwar vor sich sieht, doch die Distanz zwischen ihnen durchaus unendlich sein könnte, und das verschafft ihr eine gewisse Erleichterung. Es gibt viele Wege, keine Verantwortung übernehmen zu müssen, und dieser scheint ihr nicht der schlechteste zu sein. Doch der Junge reagiert tatsächlich. Er steht auf und hebt zum Abschied die Hand. Sie tut es ihm nach. Und in diesem letzten Augenblick, in der kurzen Spanne, während der er sich umdreht, Richtung Flur geht und ihrem Blick entschwindet, hat sie das Gefühl, dass in diesem kleinen Körper eine animalische Angst steckt, eine fast unerträgliche Angst.

NIE HAT SIE GERN NACHGEFORSCHT, geschnüffelt, Erklärungen verlangt. Sie mag ihre Arbeit in der Immobilienagentur, sonst sehr wenig. Sie hat dafür eine Art Begabung, wie andere sie für den Sport haben oder für die Musik. Seit ihrer frühen Jugend steuert ein automatischer Reflex ihre Wahrnehmung von Häusern und Wohnungen, sie muss nur einen Fuß hineinsetzen und weiß sofort, wie sie sind. Wo die meisten Menschen bloß Zement oder Ziegelstein sehen, da sieht sie Körper, Charakter, intimes, formbares Gewebe. Im Unterschied zu den Häusern empfindet sie die Menschen, die darin leben, ihre Gefühle und Gesichter, fast immer als unwirklich, unzugänglich. Vielleicht sind die Häuser, wie sie bisweilen denkt, nur ein Mittel zum Zweck, ein Werkzeug, über das sie zu fassen bekommt, was sie bei den Menschen nicht fassen kann. Sie weiß es nicht. Sie weiß nur, dass sie Häuser mag und ein Talent dafür hat, sie herzurichten, zu verkaufen, zu vermieten, dass sie sich wie eine Brücke zwischen Wesen fühlt, die einander nicht kennen, jedoch suchen. Auf diesem Terrain hat sie, schlecht und recht, ihren Platz

in der Welt gefunden. Sie macht sich keine weiteren Gedanken darüber. Selbst keine Emotionen zu zeigen, animiert letztlich die anderen dazu, es zu tun. Was sie nicht haben kann, vermisst sie kaum. Hinter dieser Fassade hat sie sich mit einer Teilnahmslosigkeit abgefunden, die angeboren sein mag. Halb im Ernst, halb im Scherz sagt sie sich, dass man ihren Charakter fast mit den Lügen der Werbung und ihrer Wortwäsche beschreiben könnte: »in tadellosem Zustand«, »lichtdurchflutet«, »frisch renoviert«, diese Schlagwörter, denen man nur mit Leichtgläubigkeit oder Zynismus begegnen kann und die sich als wahr oder falsch erweisen mögen, und zwar nicht wegen der wirklichen Helligkeit oder der mehr oder weniger sichtbaren Renovierung, sondern weil man sich das Licht herbeisehnt und alles wie neu sein soll. Letztlich ist all das, wie sie oft bestätigt sieht, eine Frage des Wunschdenkens. Wer Haus oder Wohnung sucht, sieht nur, was er sehen will.

Vielleicht verstört sie deshalb der Vorfall mit dem Jungen. Was soll sie mit dieser unbewältigten Energie anfangen? Die jahrelange Furcht, dergleichen könnte geschehen, hat den Wunsch danach erst auf den Weg gebracht, und seine Verwirklichung ist nun fast beleidigend.

Sie war versucht, es ihrem Chef zu erzählen, als sie am Ende des Tages die Schlüssel in der Immobilienagentur abgegeben hat, und auch jetzt, als sie nach Hause kommt, empfindet sie das Bedürfnis, es dem